bekam ihn auch zu kosten.

Alle lobten das Backwerk, und die beiden Urlauber klopften der Mutter anerkennend den Rücken. Niemand hatte weiter darauf geachtet, daß die Mutter Münderlein sich zwei Stücke des Kuchens auf die Seite schaffte. Warum sollte eine ältere Frau nicht das billige Vergnügen haben?

Der Kuchen war gegessen. Mutter Münderlein räumte ab und stellte fest, daß so ein Kuchen doch viel schneller verzehrt als gebacken würde, gar nicht zu reden von den Umständen, die heute das Kuchenbacken erschwerten.

Am andern Tage wurden die beiden Urlauber von ihren Truppenteilen überraschend zurückberufen. Der Abschied ging unter solchen Umständen etwas Hals über Kopf vor sich.

Mutter Münderlein weinte ein wenig, als sie ihre beiden frommen Buben umarmte und dann wieder in den Krieg ziehen ließ. In der Küche bei der Nachbarin Löhner wischte sie sich die letzten Tränen aus den Augen: „Wenn die Buben nur wenigstens ein paar Tage länger hätten bleiben dürfen! Vielleicht hätte ich nochmals einen Kuchen zusammengebracht. So mit gar nichts fortgehen lassen, das ist schon hart." —

In einem Unterstand bei Ypern und in einer Koje eines Torpedoboots, das in Wilhelmshaven unter Dampf lag, gab es eine kleine Ueberraschung, hier, als der Offizier-Stellvertreter Münderlein seinen Tornister, dort, als der Obermaat Münderlein einen Rucksack auspackte.

Jeder von ihnen hielt ein kleines, schon etwas vertrocknetes Stück Kuchen in der Hand und wußte nicht, wie es in sein Gepäck gekommen war.

Die Mutter Münderlein wußte es aber. Sie hatte die beiden Kuchenstücke ja nicht für sich auf die Seite getan.

≈ ≈ Heimatecke ≈ ≈

Zum Liborifest in Paderborn

(Vom 24. Juli bis 1. August 1937)

Jedes wahre Volksfest ist ein echter Ausdruck heimatlichen Lebens und heimischer Art. Denn auf dem Boden, auf dem es gefeiert wird, schöpft es seine Form und die einmaligen Züge seines Wesens.

Paderborn und sein Liborifest sind im Laufe der Jahrhunderte so sehr miteinander verwachsen, daß man sie kaum voneinander trennen kann. Die Stadt war und ist der beherrschende Mittelpunkt einer geschichtlich-kulturellen Einheit des Paderborner Landes. Nichts Fremdartiges drang hier mit nachhaltiger Wirkung ein, keine plumpe, widersinnige Grenzgebung schuf eine künstliche Landesgestaltung. Deshalb bewahrte das Paderborner Land auch sein eigenes Gesicht, sein eigenes Volkstum.

Es wird besonders vom kirchlichreligiösen Brauchtum her bestimmt. Wer einmal die Gelegenheit benutzte, sich im Paderborner Lande mit offenen Augen umzusehen, dem werden die vielfachen religiös unterbauten Äußerungen dieses Volkstums nicht entgangen sein.

Einmal im Jahre aber werden alle diese Einzelströme und -kräfte mit magnetischer Gewalt an einem Punkte gesammelt, und der sie anzieht, ist der weit ins Land schauende mächtige Dom, eine der bedeutendsten Bauschöpfungen auf westfälischem Boden. Unter einem weitausladenden Baldachin thronen in seinem hallenförmigen Innenraum die im vergoldeten Schreine ruhenden sterblichen Ueberreste jenes frommen Bischofs von Le Mans, die unter Badurad, dem zweiten Oberhirten von Paderborn, in die alte Sachsensiedlung an die Pader kamen.

St. Liborius ist der Patron des Erzbistums Paderborn. Sein Namensfest ist hier der Höhepunkt sommerlichen Lebens. In den Liboritagen tritt die starke Verbundenheit der Bevölkerung von Stadt und Land mit diesem Fest und seinem Namensträger unverkennbar zutage. Wie ein freudetrunkener Choral klingen immer wieder die jubelnden Glocken ins Land, verwegen flattern aus der höchsten Helmspitze des Turmes die bunten Fahnen im Sommerwinde, immmer neu füllen sich die Schiffe der grauen Kathedrale, wälzt sich der Menschenstrom an den steinernen Apostelfiguren des Paradiesportals vorbei, wo Tausende von Menschen auf die Abfahrt des Erzbischofs warten, dessen Gefährt wie unbeweglich in der brandenden Volksmenge steht. Die markigen und kantigen Köpfe der Bauern, die sich hier aufrecken, wären es wert, von einem Maler wie Wilhelm Leibl oder Egger-Lienz festgehalten zu werden.

Aber nicht nur das dörfliche Element ist zu finden, von nah und fern kommen die Fremden aus den Städten zum Liborifest nach Paderborn. Da rollen auf dem Bahnhof die Sonderzüge der Reichsbahn ein, die Autobuslinien haben Hochbetrieb, unübersehbar ist die Zahl der Personenwagen, Motorräder und Fahrräder, die auf den Parkplätzen der Stadt in langen Reihen auf ihre Besitzer warten. Man würde das Bild des Liboriverkehrs aber nicht ganz richtig zeichnen, wollte man das Vielerlei der Kutschwagen übersehen, die von den umliegenden Dörfern kommen, am „Ausspann" oder vor den Häusern der zu besuchenden Verwandten halt machen und so Paderborn den Charakter einer Stadt mit bäuerlichem Hinterland wahren.

Wer es eben einrichten kann, kommt früh genug, um am Samstagnachmittag den berühmten Liboritusch zu hören, jene dreimaligen ehernen Posaunenklänge, die sich mit gewaltiger Eindringlichkeit an den ragenden Pfeilern und Gewölben der gothischen Halle brechen. Sie erklingen, wenn der Schrein, der die Reliquien des Heiligen birgt, in feierlicher Prozession aus der romanischen Krypta des Domes emporgetragen wird in die helle Lichtflut vor dem Chore. Und wieder begleiten sie ihn, auf seinem Rückwege in das Dunkel der Krypta, wo die Gebeine nach mehrtägiger Aussetzung an ihrem alten Platz beigesetzt werden.

Dieser Schrein wurde im Jahre 1627 von Hans Krako, einem Goldschmied aus Dringenberg, fertiggestellt, nachdem seine Vorgänger, ein romanisches Kunstwerk, von dem in der Geschichte unter dem Namen des tollen Christian bekannt gewordenen Herzog von Braunschweig und Lüneburg geraubt und eingeschmolzen worden war. Der tolle Herzog ließ daraus die bekannten Christianstaler schlagen. 300 Jahre und mehr ist der Schrein mit seinen Reliquien der lebendige Mittelpunkt eines der größten Volksfeste Westfalens.

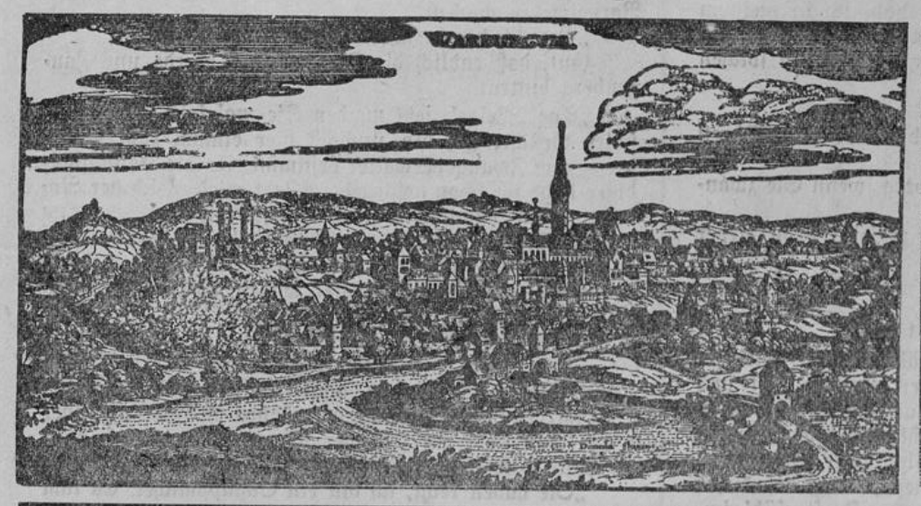
Ja, die Wellen eines echten Volksfestes schlagen uns entgegen draußen, wo der Kirmesjubel und -trubel Einheimische und Fremde mit sich zieht. Das schiebt und drängt sich durch die langen Reihen der Buden zu Füßen des steinernen Riesen, der mit grünschimmerndem, fahnengeschmücktem Helm vergnüglich auf all das lustige Leben und Treiben herabsieht. Hat er doch seine hohe Zeit, da freut er sich mit den Frohen.

Wie sie ihre Ware anpreisen, die ehrbaren Kaufleute aus dem Münsterlande, der Hannoverschen Gegend, von der Wasserkante bis zu den Alpen, darunter die bekannten Thüringischen und Sächsischen Spielwarenfabrikanten, das Nürnberger Allerlei und die Stahlwarenhändler aus Solingen. Ein Rufen und Schreien in der vom süßen Duft der Lebkuchen und Schokoladen erfüllten Luft. Die Jungen probieren die soeben erstandenen Trommeln und Trompeten aus, die Puppen, Hunde und Affen der kleinen Mädchen quieken und plärren. O heiliger Liborius, hätt' dieses Fest doch nie'n Schluß! Doch weiter, an den Aushängeschildern und Spitzenbändern vorbei, zum kleinen Domplatz, wo der berühmte Liboripottmarkt sich abspielt. Welche Massen von Porzellan und Geschirren aller Art! Das ist das rechte Feld für die Hausfrau. Hier kann man ungestört suchen und das Notwendige für den Haushalt einkaufen.

Der Pottmarkt erfreut sich regen Besuches und starker Inanspruchnahme. Wahrhaftig ein schönes Bild um die mehr als 1000jährige Linde herum, die schon so viele frohe und traurige Ereignisse aus der Geschichte der Stadt miterleben mußte! Ein letzter lebendiger Zeuge d. wechselvollen Vergangenheit Paderborns.

Weiter geht der Weg, den der Strom der Menschen vorzeichnet zum eigentlichen Rummelplatz. Unter dem undurchdringlichen Blätterdach mächtiger alter Kastanien freut sich jung und alt an den Ueberraschungen und „Riesenattraktionen" des Jahrmarktstrubels. Karussels, Schiffschaukeln, Achterbahn und Schaubuden aller Art sorgen dafür, daß kein Besucher über Langeweile zu klagen braucht. Deshalb ist der Besuch der Kirmes auch besonders stark. Sie dauert vom Sonntag zum Sonntag. An diesen zwei Tagen kann auf dem Hauptrummelplatz kein Groschen zur Erde fallen, so dicht gedrängt stauen sich die Menschen. Manche Jahrmärkte hat Westfalen. Aber es gibt nur ein Liborifest.

Warburger Warte



Wöchentlich zweimal erscheinende
Unterhaltungsbeilage des Warburger Kreisblattes
die sich besonders der Pflege und Förderung des Heimatgedankens annimmt.

Geeignete Beiträge willkommen

Nachdruck der Originalbeiträge verboten

Schriftleitung: A. Schäfers, Warburg

Nr. 59 | 24. Juli 1937 | 11. Jahrgang

Meister Weigel und seine Kinder

Roman von Ottfrid von Hanstein

5. Fortsetzung

„Glaubst du, der alte, geizige Pistor hätte mir so ohne weiteres mein Auto abgekauft und sich bereit erklärt, die Villa zu beleihen?"

„Wer denn sonst?"

„Der Alte war gar nicht da, sondern nur der junge Werner Pistor."

„Und der hat — —?"

Irma nickte.

„Hast du dich etwa — —?"

„Nein, verlobt habe ich mich nicht, aber er denkt's. Jetzt bin ich entweder ein schlechter Kerl, der ihn betrogen hat, aber ich muß wohl —"

„Aber Irma!"

Sie zuckte die Achseln.

„Soll ich Vater ins Gefängnis bringen lassen? Soll ich daran schuld sein, daß morgen vierhundert brave Arbeiter ihren Lohn nicht bekommen und brotlos werden? Glaubst du vielleicht, ein anderer würde so schnell das Geld geben? Ja, lieber Alfred, leicht war das nicht, und wie ich es ertragen werde, das weiß ich auch noch nicht, aber — ein anderes Mittel gab es doch nicht. Jetzt sei du wenigstens tapfer und steh' dem Vater zur Seite."

Es schien, als wollte sie losweinen, aber mit energischem Ruck wandte sie sich um und hatte schon wieder ein Lachen um den Mund.

„So, Vater, jetzt gehen wir zu Aschinger, und du ißt dort dein geliebtes Eisbein!"

„Ich kann doch jetzt nicht essen."

„Wer soll denn morgen die Werkstatt einrichten, wenn du schlapp bist? Wir beide, Alfred und ich, haben tüchtigen Hunger."

Das war nun zwar ganz gewiß nicht wahr, aber eine Notlüge, die sicher keine Sünde war. Der alte Weigel nahm seinen Hut und die drei gingen langsam die Treppe hinunter.

— — — — — — — —

Die Herren, die sich mit der Frage der Eröffnung des Konkursverfahrens gegen die Firma Ernst Weigel und Sohn zu beschäftigen hatten, saßen zusammen und hatten das Exposé vor sich, das eben mit der Rohrpost eingegangen war.

Der Amtsgerichtsrat sagte bedächtig:

„Jedenfalls ist der Vorschlag dieser merkwürdig energischen Irma Weigel nicht von der Hand zu weisen. Ich bin dafür, vorläufig abzuwarten und zunächst einmal einen Zwangsverwalter einzusetzen. Selbstverständlich müssen wir den Schlußbericht des Herrn Bücherrevisors abwarten. Dann bin ich dafür, unseren vereidigten Sachverständigen mit der Nachprüfung des Irma Weigelschen Vorschlags zu betrauen. Vorläufig ergeht gegen Weigel ein Verbot über irgendeinen Bestandteil der vorhandenen Masse zu verfügen. Das Angebot des Auktionshauses Pistor muß selbstverständlich angenommen werden, damit morgen die Löhne bezahlt werden können. Weil der alte Weigel sich selbst für außerstande hält, den Betrieb jetzt zu leiten, und nachdem die Auskunft über den Werkführer günstig ausgefallen ist, bitte ich den Herrn Assessor, den Vertrauensmännern der Fabrikgefolgschaft mitzuteilen, daß vorläufig unter seiner Leitung weitergearbeitet wird. Ebenfalls habe ich nichts dagegen, daß, immer unter Aufsicht des Zwangsverwalters, den ich noch heute ernennen werde, Irma Weigel die Büroarbeiten übernimmt."

Ein Beamter trat ein und brachte eine Meldung.

„Aha! Dieser Wilhelm Färber, der Schwager, der die Karre verfahren hat, ist an der französischen Grenze verhaftet und zehntausend Mark sind beschlagnahmt. Die werden wir also bei der Zollfahndungsstelle für uns beanspruchen. Herr Revisor, ich bitte Sie noch, sich sofort mit den Hauptgläubigern in Verbindung zu setzen. Der Termin ist geschlossen. Ich danke Ihnen, meine Herren."

Assessor Kolmar und Bücherrevisor Zangenberg, der auch Junggeselle war, gingen zusammen zum Essen, und der Assessor sagte unterwegs:

„Diese Irma Weigel ist ein verteufeltes Mädel. Geradezu unglaublich. Da hält uns ein bildhübsches junges Frauenzimmer, das ich zuerst sogar aus dem Zimmer weisen wollte, einen Vortrag, als wäre sie selber vereideter Bücherrevisor."

„Ja, aus der heutigen Jugend wird unsereins nicht mehr klug."

Der Assessor lachte.

„Wie sie so in dem Stuhl saß, die schlanken Beine — übrigens, was für Beine! — übereinandergelegt, Ringe aus ihrer Zigarette blies und dabei ihre Pläne entwickelte! Donnerwetter! So ein Mädel habe ich in meinem ganzen Leben noch nicht gesehen. Auch der Bruder sah sehr gut aus. Wie kommt ein solcher Pachulke zu solchen Kindern?"

Der Revisor lachte.

„Assessor, ich glaube, Sie sind bis über beide Ohren in das Mädel verliebt."

„Sagen Sie mal, oller Zangenberg, wenn Sie zwanzig Jahre jünger wären —"

„Brauchten vielleicht nur zehne zu sein. Prost, lieber Assessor!"

„Sie sind ein Ekel."

Viertes Kapitel.

Ernst Weigel kam sich ungefähr so vor wie ein Mensch, dem der Arzt das Arbeiten verboten hat und der sich dabei ganz gesund fühlt. Nachdem er sein mächtiges Eisbein trotz aller seelischen Nöte mit dem gesunden Hunger eines starken Mannes vertilgt hatte und Alfred zahlte — auch das war eigentlich merkwürdig, daß dieser Riese, der mit unbewußt angeborenem Kraftgefühl immer der Herr im Haus gewesen war, sich jetzt ganz ebenso unbewußt unter die Vormundschaft seiner Kinder begab — also, als Alfred zahlte, sagte der Vater:

„Wie spät ist's denn? Ist die Mittagspause in der Fabrik vorüber?"

„Längst."

„Gut, dann können wir gehen."

„Willst du nicht mal mit durch die Werkstätten kommen und den Arbeitern guten Tag sagen?"

Der Vater schüttelte den Kopf.

„Ne, Junge, vor denen schäme ich mich."

Alfred wollte etwas erwidern, aber Irma warf ihm einen Blick zu, der hieß: „laß ihn in Ruh'"; sie verstand den Vater. Das war alles zu schnell gekommen. Sie gingen also den Kontoreingang hinauf und wurden von niemand gesehen. Weigel kaute an der Zigarre, die ihm Alfred gegeben, und setzte sich kopfschüttelnd.

„Sagt mal, ich habe doch keinen Raubmord begangen! Ich habe mein ganzes Leben geschuftet und keinem Menschen auch nur das geringste zuleid getan — und jetzt — Kinder — es ist zum Heulen, jetzt plötzlich — und nur weil ich eben auf der Schule nischt gelernt habe, mit Büchern nicht Bescheid weiß und das alles Onkel Wilhelm überlassen habe; also, gerade weil ich Vertrauen zu ihm gehabt, weil es mir gar nicht in den Sinn kam, daß der mich reinlegen könnte, bin ich jetzt selber ein Verbrecher? Jetzt weiß ich alles. Na ja, wir haben uns die Villa gebaut. Stimmt. War nicht nötig! Wir haben eine ganze Masse Geld verpulvert. War übrigens nicht so schlimm. So 'ne verrückte Gesellschaften wie gestern haben wir doch nur selten gegeben und sonst ganz bescheiden gelebt. Darum wären wir noch lange nicht pleite geworden. Aber — ich habe da in den Büchern gesehen, was sich der Onkel Wilhelm aus dem Geschäft genommen hat. Dreimal soviel wie ich! Immer wieder ‚Privatkonto soundsoviel'.

„Privatkonto! Das war ich nicht! Das war Onkel Wilhelm! Und weil der alles verjuxt hat. Weiß der Teufel wie! Weil er gar nicht aufgepaßt hat! Nicht einmal soweit, daß er mir rechtzeitig gesagt hätte: stell dich um! Weil der Halunke gar nicht ans Geschäft dachte und mich wie einen Ochsen im Joch weiterwurschteln ließ, wie ich Dämeljack es nun mal gewöhnt war. Deshalb bin ich jetzt ein Schuft! Deshalb kann ich nun den Kopf nicht mehr hochheben und die Leute ansehen. Deshalb muß ich mich vor meinen eigenen Arbeitern schämen. Deshalb sitze ich jetzt hier wie ein altes Wrack! Der Teufel hole das ganze Leben. Hundertmal hat mir's der alte Kuhlekamp schon gesagt, aber was wußte ich! Wenn ich's Wilhelm Färber sagte, der zuckte die Achseln und sagte: ‚Quatsch! Das geht vorüber! Paß mal auf, das ist nur so 'ne Strömung. Das gute Alte wird wieder modern und dann können wir froh sein, daß wir das Neue nicht mitgemacht haben.'"

„Herrgott, Vater, es hat jetzt doch keinen Zweck, sich Vorwürfe zu machen."

„Nee, ich bin ja schon ruhig. Aber weh tut's!"

Gut, daß endlich die Tür geöffnet wurde und Zangenberg eintrat.

„Tag, Weigel, jetzt machen Sie mal kein so verzweifeltes Gesicht! Ich bin zunächst hier einmal zum — na ja — zum Zwangsverwalter bestimmt. An die Hauptgläubiger habe ich schon geschrieben. Jetzt wird gleich der Notar kommen, damit wir die Geschichte mit der Beleihung ins Lot bringen. An Herrn Pistor habe ich telephoniert, er kommt auch. Ebenfalls der Sachverständige der Tischlerinnung, mit dem wir beraten wollen, ob das zu machen ist, was Fräulein Irma vorschlug."

„Und wann holen sie mich ab?"

„Ueberhaupt nicht! Das würde doch nur geschehen, wenn Ihnen ein Betrug nachgewiesen werden könnte. Herrgott, es ist sehr traurig, was Ihnen da geschehen; aber wenn man noch ein kräftiger Mann ist und noch dazu ein paar so famose Kinder hat —"

„Sie haben recht, ich bin ein Schlappmichel. Es kam nur ein bißchen zu plötzlich. Wenn man so keine Ahnung hat —"

„Tag, Kamerad Weigel."

Tischlermeister Bendemann, stellvertretender Obermeister der Innung und gerichtlich vereidigter Sachverständiger, war eingetreten und gab ihm die Hand.

„Tag, Bendemann!"

Er sah etwas schief und befangen zu ihm hinüber.

„Hast Pech gehabt, na, da wollen wir mal sehen, wie wir die Karre wieder aus dem Dreck ziehen. Nun komm mal und zeig mir, was da auf dem Lager ist."

„Ich kann nicht, ich —"

„Darf ich Sie führen?"

„Herrgott, das ist woll die kleine Irma? Donnerwetter, bist du ein feines Mädel geworden! Ach so — jetzt muß ich woll Fräulein sagen?"

„Ist alles gleich, Herr Bendemann, helfen Sie nur meinem Vater."

„Herr Zangenberg, ist das die junge Dame, die Ihnen den Plan entwickelt hat?"

„Jawohl, Herr Bendemann."

„Alle Achtung! Na, dann los, kleines Fräulein."

Sie durchschritten die Werkstätten, in denen gearbeitet wurde, und kamen in den oberen Stockwerken in die großen Lagerräume.

„Teufel noch mal! Das sieht bös aus. Wie konnte Ihr Vater so rückständig sein?"

„Sehen Sie mal her, da sind die Bettstellen. Ist doch alles gutes Holz. Wenn man die Füße kürzer macht, die Lehnen abschneidet — und hier die Nachttische einfach mitten durch, an die obere Hälfte ein Brett und Füße unten, auf die Unterhälfte neue Platte. Wenn ich eine Säge hätte, machte ich's gleich vor. Da, das Vertiko. Runter mit dem Aufbau! Den Schrank ganz einfach —."

Bendemann lachte.

„Sagen Sie mal, Sie sind wohl Tischlerin?"

„Nein, leider nicht, aber es hat mir Spaß gemacht, mir mein eigenes Zimmer so umzuarbeiten. Ich sage Ihnen, Herr Bendemann, es sieht vorzüglich aus. Schließlich streicht man noch alles mit weißem Schleiflack."

Herr Bendemann ging mit prüfenden Augen durch die gefüllten Räume.

„Und was machen wir mit den Riesenkredenzen?"

„Die sägen wir in der Mitte auseinander — und da — die Sofaumbauten, daraus werden zwei entzückende kleine Schränkchen — und das Mittelstück, das gibt noch eine Hinterwand für einen Schreibtisch."

Während Meister Bendemann mit Irma von Lager zu Lager ging und sie immer neue Gedanken hervorsprudelte, war Alfred mit Revisor Zangenberg in das zweite Kontor gegangen. Er wollte gern vollkommene Klarheit haben und der Vater sollte nicht alles hören. Der aber hatte auch Besuch bekommen:

Werner Pistor war gekommen.

„Tag, Herr Weigel."

Weigel drückte ihm die Hand.

„Herr Pistor, Sie wollen wirklich Geld geben?"

Herr Werner Pistor war ein übertrieben geschniegelter junger Mann, Mitte zwanzig, der ein blasiertes Gesicht ohne irgendwelche Belastungen mit Intelligenz zeigte, sich etwas darauf einbildete, daß er es vom „einfachen Kaufmannskommis" nun zum eleganten jungen Herrn gebracht hatte, der es verstand, mit den „Kunden der ersten Gesellschaft" zu verhandeln.

„Gott, lieber Herr Weigel, es war ganz gut, daß mein alter Herr heute morgen geschäftlich verreist war. Aber — man ist doch ein Mensch. Wenn eine so reizende junge Dame wie Fräulein Irmintrud — schließlich darf sie doch nicht darunter leiden, wenn ihr Vater nicht mit der neuen Zeit gegangen ist."

„Und — nun — Sie wissen ja — also ganz offen: Mein alter Herr hat gebrummt, aber — was sind schließlich fünfzehntausend Mark, wenn Sicherheit da ist und — na ja, ich hab's Fräulein Irmintrud zulieb getan und mir gesagt, man weiß ja nicht, aber vielleicht bleibt das Geld mal doch in der Familie. So ist man ja doch nicht, daß man — Sie wissen ja, Fräulein Irmintrud hat mir immer gefallen und — eine gute Geschäftsfrau wäre sie auch. Das heißt, heute wollen wir davon nicht reden. Nur, damit Sie verstehen, warum ich es getan habe — ich bin ja seit einem Vierteljahr Teilhaber meines Vaters und da konnte der alte Herr nichts mehr sagen, nachdem ich es schriftlich gegeben."

(Fortsetzung folgt)

Der Kriegskuchen

Erzählung von Karl Bröger

Bei Münderleins in der Krebsgasse herrschte Aufregung. Die beiden Aeltesten waren auf Urlaub gekommen, und die Mutter Münderlein verkündete dieses Ereignis, glühend vor Eifer und Stolz, der ganzen Nachbarschaft. Hans Münderlein war Offizier-Stellvertreter bei der Infanterie, sein jüngster Bruder Otto diente als Obermaat auf einem Torpedoboot. Beide hatten es bereits zu verschiedenen Orden und Ehrenzeichen gebracht, was die Mutter Münderlein niemals zu erwähnen vergaß.

„Was die Buben gut ausschauen! ... Es ist gar nicht zu glauben ... Und die Uniform erst! ... Die ganze Stadt läuft dran aus und findet kein so feines Tuch mehr ... Ich schäme mich halt recht, daß ich den Buben gar nichts vorsetzen kann ... Es gibt ja nichts ... Ist das ein Leben! Man möcht sich rechtschaffen aufhängen manchmal."

Die Mutter Münderlein stand bei ihrer Nachbarin Luise Löhner in der Küche. Das hagere Gesicht der fünfzigjährigen Frau trug den gehetzten Ausdruck aller Frauen der Kriegszeit und bettelte zu der um zwanzig Jahre jüngeren Nachbarin hinauf um Hilfe und Beistand.

„Seit gestern mittag renne ich die Verwandten und Bekannten ab. Heut früh um zwei Uhr hab' ich mich drüben beim Bäcker angestellt. Jetzt hätt' ich alles für einen Kuchen beisammen. Nur Milch fehlt, und nirgends treib' ich einen Tropfen auf. Sie wissen ja, Frau Löhner, wir kriegen für uns zwei alte Leut' nur einen Schoppen Magermilch. Und so gern tät' ich doch den Buben eine Freud' machen. Sie essen so gern Kuchen."

Luise Löhner patschte mit der runden, festen Hand beruhigend den leicht verkrümmten Rücken der Mutter Münderlein.

„Einen Schoppen kann ich schon abzwacken, ohne daß den Kindern etwas abgeht. Ich helf' schon aus. Ihre Buben sollen den Kuchen von der Mutter haben."

Während nun Luise Löhner das Töpfchen mit Milch füllte, sang die Mutter Münderlein das Lob guter Freunde und getreuer Nachbarn.

„Nicht auszuhalten wär's, wenn nicht eins dem andern etwas an die Hand ging. Wir Frauen müssen zuletzt doch den Krieg ausbaden. Der Mann kommt heim und nimmt den Löffel in die Finger. Daß was im Teller ist, dafür kann unsereins sorgen. Und den Mannsbildern kommt das auch noch selbstverständlich vor! Ich sag' es immer wieder: Wir Frauen haben das größte Kreuz, das richtige, Eiserne Kreuz!"

Andächtig faltete die Mutter Münderlein die Hände über dem blauen Steintopf und trug ihn vor sich her wie etwas Heiliges. Jeder verschüttete Tropfen Milch wäre ein nicht auszudenkbares Unheil gewesen. Kaum richtig aufzutreten traute sie sich vor Angst, ein tückischer Zufall könnte ihr ein Bein stellen. Luise Löhner machte ihr die Tür auf und fühlte sich selbst leichter, als der Milchtopf glücklich auf der Anrichte gelandet war.

Die beiden Frauen, recht in einem gemeinsamen Element, prüften und teilten die vorhandenen Schätze, wogen und maßen ab, wie dies und das am besten zu verwenden sei, und rückten mit hundert Listen und Kniffen dem Mangel zuleibe.

Unterdessen saßen die beiden Urlauber mit dem Vater in der guten Stube und qualmten das Zimmer voll mit dem graublauen Rauch ihrer Pfeifen. Sie unterhielten sich über den Krieg und waren dabei recht unterschiedlicher Ansicht.

Ueber dieser lebhaften Unterhaltung war draußen in der Küche das Kunstwerk gelungen, und Mutter Münderlein trug ihren Kriegskuchen stolz auf.

Der Anblick war überwältigend.

Mutter Münderlein, den Anflug der Backhitze noch im Gesicht, kam feierlich schwebend herein, beide Hände unter die blaugeblümelte Platte gebreitet, auf der ein wohlgelungener Kuchen prangte und verheißend duftete.

Wie es sich für diese seltene Tischgabe ziemte, wurde ein blütenweißes Tuch zwischen Platte und Kuchen gelegt.

Mutter Münderlein strahlte.

„Habt ihr nun eine Mutter, die an euch denkt? Ihr Mannsleut' macht mir heut noch zu schaffen, als wäret ihr kleine Kinder. Was bin ich gelaufen, bis ich alles für den Kuchen beisammen hatte! Es ist aber auch ein Staatskuchen geworden. Seit Jahr und Tag hat dieser Tisch einen solchen Kuchen nicht mehr gesehen."

Vom letzten Friedenskuchen begann Mutter Münderlein zu schwärmen, der schon längst verzehrt und in Gedanken schon ein paarmal wieder verdaut worden war. Dann ließ sie sich über die Nöte einer Hausfrau in dieser Zeit gebührend aus und wandte sich endlich dem Kuchen zu, der an dem Tisch stand und alle diese Gedanken und Erinnerungen geweckt hatte.

„Früher war das leicht, so einen Kuchen zu backen und auf den Tisch zu stellen. Nur über die Straße hab' ich gehen müssen, dann war auch schon alles beisammen, was man dazu braucht. Aber jetzt? Um das Mehl bin ich fünf Stunden angestanden. Um zwei heut früh bin ich drüben beim Bäcker gewesen und hab' fest geglaubt, ich sei die erste. Aber da sind schon drei Frauen aus der Nachbarschaft dagewesen, und bis um drei Uhr waren es dreißig Frauen."

Nach dem Mehl wurde auch jeder andere Bestandteil des Kuchens auf seine Herkunft untersucht und bekanntgeben.

„Aber alles wäre umsonst gewesen. Denn ohne Milch kann man keinen Kuchen backen. Da hat aber die Nachbarin ausgeholfen, die Frau Löhner. Wir sollten sie eigentlich wohl einladen."

Luise Löhner war von der Einladung etwas betreten, folgte ihr aber doch schließlich.

Es wurde eine gemütliche Stunde. Der Kuchen blieb zunächst Ehrengast und Schaustück. Keiner wagte so recht, den Anschnitt zu verlangen; und die Mutter Münderlein war noch zu sehr in ihr Werk verliebt, um daran zu gehen. Wie ein heiliges Schaubrot im Tempel blieb der bescheidene Kuchen auf dem Tisch liegen und mußte sich zum zweiten Male die Geschichte seiner Entstehung anhören, weil Mutter Münderlein kein Ende fand.

Endlich erschöpfte sich aber auch dieses Gespräch, und die Tischrunde, der so viel von dem Kuchen erzählt worden war,